



In jeder Zeit gibt es Worte, die unbesehen verehrt werden. Sie gelten überall, man fragt gar nicht erst nach den Gründen ihrer Macht. Werden sie nur ausgesprochen, so sind sie schon anerkannt. Als wir aufwuchsen, waren „Kultur“ und „Zivilisation“ solche Worte. Was die Kultur oder die Zivilisation zu fordern schienen, war eben dadurch schon als notwendig bewiesen, was verdächtig schien, die Kultur oder die Zivilisation zu gefährden, eben dadurch schon widerlegt. Man stritt vielleicht darüber, ob etwas wirklich im Interesse der Kultur und der Zivilisation oder wirklich zum Schaden der Kultur und der Zivilisation sei, aber daß man dieses Interesse hegen, solchen Schaden verhüten müsse, darüber gab es keinen Streit und keiner hätte gewagt, etwas um den Preis der Kultur oder der Zivilisation zu fordern, als ein so wichtiges und wertvolles Gut, daß er bereit sei, dafür selbst die Kultur oder die Zivilisation oder wenigstens einen Teil von ihnen einzusetzen. Dies hätte man damals undenkbar gefunden, vor jenen Worten schien auch das kühnste Denken selbst in Ehrfurcht halt zu machen; und jeden, der sich von ihnen nicht binden ließ, hätte man einen wahren „Barbaren“ genannt. Das gehörte nämlich damals auch zu den Worten, welche bloß geläutert zu werden brauchen, um alle zu versammeln. Als man anfing, den Staat an seine Pflichten gegen die Arbeiter zu mahnen, war es das stärkste Argument, daß sonst aus diesen Enterbten Barbaren entstehen könnten; Robbertus hat immer mit diesen neuen Barbaren gedroht und es schien für jeden ausgemacht, alles aufzubieten, um uns davor zu bewahren. Hätte damals einer gesagt: Laßt doch die Barbaren kommen! oder gar: Ja, ich bin ein Barbar, ich will einer sein, weil ich unsere ganze Kultur und Zivilisation nicht mag oder weil sie mir wenigstens ihre Kosten nicht wert scheint und weil mir jedenfalls der Mensch selbst, der lebendige Mensch, wichtiger ist als irgend ein Werk von ihm!, so würde kaum irgend jemand auch nur begriffen haben, wie sich denn solche Gedanken in einem menschlichen Kopf einstellen können, und man hätte sich auch ihrer bloßen Erörterung entzogen. Bei allem Widerstreit der Meinungen gibt es ja in jeder Zeit doch solche, an welchen für jeden, der denken kann, jeder Zweifel ausgeschlossen scheint, weil der bloße Zweifel daran schon das menschliche Denken überhaupt aufheben würde; es pflegen dies diejenigen Meinungen zu sein, die dann von der nächsten Generation, mit einer leisen Nahrung über die gute alte Zeit, zu den erledigten Vorurteilen gelegt werden. So sind jetzt wir am Werk, fast will es scheinen, Barbaren zu werden. Jene Worte klingen uns anders. Der geistige und sittliche Besitz, den unsere Väter Kultur oder Zivilisation nannten, ist uns fragwürdig geworden. Wir hätten Lust

* Zu Shaw's „Essays“ und Jensens „Die neue Welt“ (E. Fischer, Verlag)

doch erst einmal nachzusehen, ob er uns nicht zu viel koste, an unserer Menschlichkeit, mit der wir haushalten wollen. Und wir sind gar nicht abgeneigt, allenfalls einmal auch das Experiment auf die Barbarei zu machen, weil es uns immerhin der Erwägung und des Versuches wert scheint, ob wir uns mit ihr nicht am Ende menschlich besser stehen würden. Ja, dies ist, wenn man sich auf die letzten dreißig Jahre besinnt und in der Vielseitigkeit so heftiger Widersprüche das Gemeinsame sucht, vielleicht das eigentliche Kennzeichen unserer Zeit, daß sie es überall unternimmt, Kultur und Zivilisation ihrer Weihe und Würde von unantastbaren Worten zu entkleiden. Unsere Zeit ist unter Ibsen aufgewachsen, von dem hat sie das Fragen gelernt, das höflich antlopfende Fragen, das zornig zuschlagende Fragen, das aufreißende Fragen, das einbrechende Fragen, das durchdringende Fragen, bis ans Ende durch, bis ihr dort zuletzt auch das Fragen selbst noch ebenfalls fraglich geworden und wieder die Lust, der Mut zur Antwort gekommen ist, zur letzten Antwort, die alles niederschlägt und verstummen macht. Und vielleicht wird man, wenn man später einmal ein Maß für die Menschen unserer Zeit und ihre Taten, ihre Werke sucht, eben die Kraft dieses Fragens dazu nehmen und jeder von uns gilt vielleicht einmal der Nachwelt nur genau so viel, als er im Fragen Kühn und stark und fruchtbar gewesen ist. Nämlich, in diesen drei Graden hat das große Fragen unserer Zeit sich entwickelt. Mit den kühnen Frägern begann es, Marx oder Ibsen galt es nur, die Menschen aufzuwecken, daß sie nichts mehr auf den bloßen Glauben hin gelten lassen und zunächst einmal alles fraglich machen sollten, alles. Dann kamen die starken Fräger, die mit dem Hammer fragten, Nietzsche und drüben Tolstoi, zuletzt gar Mach, dem der Fräger selbst auch noch fraglich wurde, der das Ich zerbrach. Seit ihm aber sind jetzt wir fruchtbaren Fräger daran, die nicht mehr um des bloßen Fragens willen fragen, aus kloßer Lust an der eigenen Vermessenheit, sondern Antwort haben wollen, eine Antwort nämlich, die schon in der Frage selber steckt. Jene haben die Mauern geschleift, die Tore gesprengt, den alten Besitz an Kultur und Zivilisation zerstört, mit uns ziehen jetzt wirklich die Barbaren ein. Barbaren mögen wir wohl scheinen, wir Einbrecher in alle Sitte, den Geist und das Recht der Vergangenheit. Ja es kommt uns selbst zuweilen vor, eine Rasse zu sein, die der Urmenschheit näher steht, und Urmenschliches rufen wir in uns an, die alten Instinkte kettten wir los. Denn immer, wenn der Mensch nicht weiter kann, wenn das, wozu er sich durch Anpassung an seine Bedingungen gemacht hat, ihm plötzlich, da diese Bedingungen sich verändern, zum Hindernis wird, wenn der Mensch in seiner Form keinen Atem mehr hat, dann küßt er gleichsam die Erde, um Kraft aus ihr zu saugen, und kehrt zum Anfang zurück, freilich nur, um, ist das Hindernis erst einmal weg, seine neue Form zu finden, den neuen Bedingungen gemäß, bis dann auch diese Bedingungen sich wieder verändern und auch diese Form wieder zur Fessel und auch gegen sie wieder der Aufruf uralter Instinkte not-

wendig wird. Immer wenn es wieder einmal so weit ist, daß der Mensch fühlt, einer Kultur erwachsen zu sein, holt er den Urmenschen her, der zerfällt sie. Aber indem sie zerfällt, tritt aus ihr schon eine neue gerüstet hervor und so ist, bevor er sich noch recht besinnt, der Urmensch schon wieder an die Kette gelegt. Die Kette war schon da, die neue Form war schon da. Und das ist das stille Geheimnis von uns fruchtbaren Fragern: daß wir die Antwort schon bereit haben, daß wir die neue Form mit uns bringen, daß wir Barbaren die Stifter einer neuen Ordnung sind. Laßt uns nur abhizen und auspacken, wir haben alles mit, wir sind bereit! Dieses Gefühl, mitten im Aufbruch schon zur Ordnung bereit zu sein und während man sich noch überall mit der Gegenwart schlägt, in sich die Zukunft fertig zu haben, nicht als Hoffnung bloß, als verlangende Sehnsucht, sondern als vollendete Wirklichkeit, die nur Platz sich auszubreiten braucht, dies kündigt sich erst in den letzten zehn Jahren an. Von Anatole France hat man es zuerst vernommen. In unserem Burckhard ist es sehr stark. Beide sind Rebellen aus einer inneren, höheren Befähigung, die sich stärker weiß als das unzulängliche, äußere Recht, das noch die Macht zu haben glaubt, und die sich nur wundert, worauf denn die Menschen eigentlich noch warten. Ibsen hatte die Hoffnung, wenn den Menschen nur erst die Welt einmal geöffnet wäre, würden sie sich schon zurecht finden können; er hatte den Glauben an die neuen Menschen, die dann kommen werden. Nietzsche traute der Zukunft zu, über den bisherigen Menschen hinaus zu phantastischen Entwürfen zu gehen. Anatole France und Burckhard lassen sich gar nicht mehr erst auf Hoffnungen und Entwürfe der Zukunft ein, sie scheinen uns eher mit einer leisen Ungeduld über den Lärm bisweilen zu fragen: Ich weiß gar nicht, was ihr habt und was ihr nur eigentlich immer mit der Zukunft wollt, sie ist ja schon da, sie steht ja vor euch, macht doch nur die Augen auf! Sie suchen nicht nach einer neuen Welt, sie suchen nach keinen neuen Menschen mehr, ihnen ist die neue Welt schon da, der neue Mensch ist schon da, man sieht sie nur noch nicht und er weiß es nur selbst noch nicht. Wie komisch, daß ein Mensch sich selbst nicht bemerkt! Wie seltsam, daß man dem neuen Menschen den neuen Menschen erst zeigen muß! Auf jener Komik beruhen die besten Einfälle Bernard Shaw's. Und die Seltsamkeit, die die meisten an Johannes Jensen verwirrt, ist nur darin, daß ihnen die wirkliche Welt von heute mit den wirklichen Menschen von heute, die er zeigt, phantastisch vorkommt. Denn sie leben noch so sehr in den Gedanken und in den Gefühlen ihrer Erziehung, daß sie darüber nicht dazu kommen zu gewahren, was sie selbst denken und fühlen, und wenn es ihnen einer nun sagt, erschrecken und es sich nicht anders erklären können, als daß er einen Witz mache oder ein Phantast sei. Deshalb Shaw für den großen Spaßmacher von Europa und Jensen für einen magischen Trunkenbold des Nordens gilt.

Shaw wird in der That vom Publikum und in der Presse bald als ein

Hanswurſt, bald wie der Teufel ſelbſt behandelt. Er ſoll einen diabolischen Wiß haben, gibt ſich einer verruchten Luſt hin, alles Heilige zu läſtern, und niemand weiß genau, ob er von rechtswegen mehr ins Zuchthaus oder ins Narrenhaus gehöre. Sieht man ſich darauf irgendein Stück dieſes Erzedenenten an oder nimmt irgendeinen ſeiner Aufſätze durch, ſo hat man zu nächſt immer den Eindruck eines ſehr ſicheren und feſtſiehenden Mannes von ungewöhnlichem Verſtande, der nur dazu, was verſtändigen Menſchen ſelten zu teil wird, über dieſen Verſtand hinaus noch Geiſt genug beſitzt, auch die Grenzen des Verſtandes einzusehen, und an ihnen eine neue Sicherheit zu finden weiß. Indem er ſich nämlich hütet, mit dem Verſtande das Gebiet des Verſtandes zu verlaſſen, in dieſem aber nicht eingeschloſſen bleiben will, muß er ſich dort, wo der Verſtand nicht weiter kann, nach einem anderen Mittel umſehen und dazu bietet ſich ihm ein ganz unbedenkliches ſtarkes Gefühl des Notwendigen an, dem er ſich nun unbefangen anvertraut. In allem was der Menſch zum Leben braucht, ob es nun Gott oder den Zweck der menſchlichen Mühen oder den uns vorgesehten Sinn der Welt betrifft, iſt er ganz ausgemachter Meinungen gewiß. Sie darzustellen, ſich nach ihnen einzurichten, alles aus ihnen abzuleiten wendet er nun wieder den Verſtand an, niemals aber um ſie durch ihn etwa erſt beglaubigen zu ſollen, weil er dies nicht nötig hat und weiß, daß dies auch dem Verſtande nicht gebührt. Er hat's nicht nötig, weil er aller Meinungen, die er zum Leben braucht, ſchon unmittelbar gewiß iſt, nämlich eben durch dieſes Gefühl, ſie zu brauchen; welcher Beweis könnte ſtärker ſein? Und dem Verſtande gebührt's nicht, weil er, was wir haben, verbinden und abtheilen und ordnen kann, nichts aber uns geben oder bringen, was nicht ſchon vor ihm in uns iſt. Die Leute, welche man wißig nennt, ſind dies meiſtens dadurch, daß ſie den Verſtand dort anwenden, wo man ihn nicht brauchen kann, indem ſie dabei fingieren, daß man ihn brauche. Wenn wir uns dieſe Fiktion aufdrängen laſſen, ſind wir wehrlos gegen den Wiß. Die Täuſchung geſchieht dadurch, daß irgendeine Taſache, etwas Vorhandenes, etwas Lebendiges vor das Gericht des Verſtandes gebracht und von dieſem nun aufgefordert wird nachzuweiſen, daß es wirklich vorhanden iſt, das Vorhandene, daß es in der Tat lebt, das Lebendige, daß es, ſo wie es vor dem Verſtande ſieht, durch Urkunden auch beſtätigen kann, da zu ſehen, wodurch es ſchließlich in die höchſte Verlegenheit und jene Verwirrung gerät, die gerade dem Zuſchauer, der es ja doch mit ſeinen Augen ſieht, aber ſich zum Spaß blind ſtellt, ſo viel Vergnügen macht. Der Wiß beſteht darin, dem Evidenten eine Beſcheinigung abzuverlangen, die es nicht braucht, weil es ja den Augenschein für ſich hat. Er kann natürlich die ganze Welt zerſtören, freilich ſchadet es ihr nicht, wie es Gott nicht geſchadet hat, vom Verſtande wegen Mangel an Beweiſen abgeſprochen zu werden, ſo lange er unmittelbar in den Menſchen, ſolange er für das menſchliche Gefühl evident, ſolange der Augenschein der Empfindung für ihn war. Eine Zeitlang ſind

solche unanständige Zerstörungen bei Freigeistern des deutschen Bürgertums sehr beliebt gewesen. Nordau ist der letzte dieser schadloßen Mordbrenner mit dem anmaßenden Verstande. Wer nicht gleich genau zusieht, mag sich leicht täuschen lassen und auf den ersten Blick zuweilen glauben, Shaw gleiche Nordau. Dean er scheint oft in derselben Art das Evidente zu verspotten, weil es sich vor dem Verstande nicht ausweisen kann. Der Unterschied ist nur, daß Shaw dies mit solchen Evidenzen tut, die keine mehr sind, sondern bloß noch dafür geglaubt werden. Er meint nicht, ein Gefühl, eine Gewißheit, unseren inneren Besitz zu widerlegen, indem er ihnen eine Rechtfertigung vor dem Verstande aufträgt, die sie gar nicht nötig haben, sondern er will mit ihnen die Probe vor dem Verstande machen, um eben daran zu prüfen, ob uns denn unsere Gewißheiten noch gewiß sind; die es uns aber nicht mehr sind, sollen sich nicht dafür ausgeben dürfen, wir wollen uns bessere für sie suchen, solche die sich sicher vor dem Verstande wissen. Was ich fühle, kann mir der Verstand nicht verwirren. Er beweiße mir, daß es keinen Grund hat. Was soll mir das anhaben? Ich brauche keinen Grund, denn es ist da. Verwirrt mir der Verstand mein Gefühl, so kann dies nur sein, wenn es ein Gefühl ohne unmittelbare Gewißheit, also nur der Schein oder ein Nachglanz eines Gefühls ist. Und so stellt Shaw jedes Gefühl vor den Verstand, nicht als ob es nötig hätte, sich hier zu beweisen, sondern um es auf die Gewißheit zu prüfen, die das wirkliche Gefühl vor dem eingebildeten voraus hat: läßt es sich vom Verstande verwirren und erschüttern, so ist es keins, weg damit! Dies aber tut uns vor allem not, eingebildete Gefühle, die wir aus Gewohnheit mitnehmen, auszuscheiden und unseren wirklichen inneren Besitz zu finden. Denn an nichts leiden wir mehr als durch solche Gefühle, denen wir selbst nicht mehr trauen können. Diese jagt Shaw durch den Verstand aus. Und wenn er ihn dann auch einmal gegen ein wirkliches Gefühl kehrt, so hört man ihm die Lust an, mit der er es sicher vor ihm weiß und indem er die Macht des unbekümmerten Gefühls genießt, den armseligen Verstand springen und den Mond ankellen läßt. Um Ernst mit unseren Gefühlen und Ordnung darin zu machen, schickt er den Witz vor. Denn daran kennt er das wirkliche vom vermeintlichen Gefühl, daß dieses vor dem Verstande Angst kriegt, während jenes ihn auslacht. Die Leute aber, an ihren Gefühlen irre, meinen, er verhöhne das Gefühl, während der Hohn nur sein Mittel ist, das Gefühl aufzufinden, als welches durch keinen Hohn irre werden kann. Es ist, als ob einer verdächtig würde, Gold zu leugnen, weil er es ins Scheidewasser tut, aber doch nur, um es aus der Legierung zu lösen. Es fällt ihm nicht ein, die Menschheit auf den Kopf zu stellen, wie die Rationalisten. Er ist nicht einer der mit dem Verstande die Wahrheit sucht. Er weiß, daß, an sich, vom Menschen abgelöst, nichts Wahrheit und nichts Wahn ist: die Wahrheit, die der Mensch zum tätigen Leben nicht mehr brauchen kann, wird Wahn; der Wahn, der einem Menschen werden und wirken hilft, ist seine Wahrheit.

Pragmatismus nennt man das neuestens, aber lange vor diesen Amerikanern hat es Goethe schon gehabt. Was soll eine Wahrheit dem Menschen, die ihm nicht angewachsen ist wie Hand und Fuß, daß er mit ihr zugreifen und ausschreiten kann? Aber diese zu finden, wird es noch immer das beste sein, wir schneiden alle Wahrheiten mit dem Messer des Verstandes an: geht's ins Fleisch, so schreit der Mensch schon. Bis aber nicht alle Menschen geschrien haben, wollen wir das Messer wegen. Bis dann einmal eine solche Menschheit kommt, die nur noch angewachsene Wahrheiten hat.

Jensen ist schon so einer. Der gehört zur Klasse Whitman. Mit Whitman hat eine neue Menschheit begonnen, eine die keine Gespenster kennt, sondern nur Lebendiges hat. Keine verfallne Schlösser und keine Basalte; unnützes Erinnern stört sie nicht, und kein vergeblicher Streit nachwirkender mit aufstrebenden Wünschen. Und so benützt sie nun die Gegenwart mit Glück! Sie braucht kein Gefühl mehr erst vor den Verstand zu fordern, um zu prüfen, ob es stark genug sei, sich auch unbewiesen zu behaupten, durch sich selbst; denn sie kennt kein anderes Gefühl als eben das unbewiesene, das angewachsene, das eigene. Sie fragt nicht, ob sie sein darf und wie sie sein soll, sie ist da. Sie hat wirklich etwas Barbarisches in ihrer fraglosen Unschuld. Zur Natur, von der sie losgerissen war, scheint die Menschheit mit ihr zurückzukehren. Der Apfel vom Baum der Erkenntnis ist verdaut, nun weiß sie weder das Gute noch das Böse mehr, es ist ihr alles recht, sie geht wieder im Paradiese. So wirkt Jensen auf uns, der auch ein großer Frager ist, aber durch seine bloße Existenz. Warum können wir nicht sein wie dieser? Einen ganzen und vollkommenen Augenmenschen hat Wagner Goethe genannt. Jensen ist nicht bloß ganz Auge, er ist ganz Ohr, ganz Nase, ganz Zunge, ganz Haut, dieser ganze Mensch scheint nur aus Sinnen zu bestehen. Der junge Mauvassant war ähnlich, aber dann wollte sein Gehirn nachkommen, das hat ihn verführt. Dieser Jensen ist wie ein ungeheurerer Spiegel, in den das Leben schaut; und aus dem Spiegel schaut das Leben nicht nur, es tönt, es riecht, mit allen Kräften zeigt es sich allen Sinnen ganz. Er gleicht einer Mühle, durch die die ganze Welt rinnt; und man kann sich eigentlich gar nicht denken, daß sie jemals still steht. Ich kann mir Jensen in der Nacht schlafend nicht vorstellen. Er ist ganz Bewegung, ganz Licht, ewiger heller Tag. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß er nachdenkt und schwankt und sich erst entschließen muß; oder ich müßte mir den Birnbaum vorstellen, wie er sich die Birnen überlegt und sich heuer vielleicht für eine andere Sorte entscheiden wird. Nirgends ist an ihm ein Wille sichtbar, sondern die Natur treibt ihn, wie Wasser ein Rad. Man kann ihn nur immer wieder mit Whitman vergleichen, oder mit manchem der Jünger Whitmans, allenfalls mit Thoreau. Und, wie diese, mit dem alten Volkslied. Diesen Ton hat er; und so spaziert er nun bald bei Malayen im Urwald, bald unter Maschinen in Paris oder im Auto durch die Straßen von New York herum, mit derselben handfesten

Dreistigkeit, mit der das Volkslied wie ein Handwerksbursche durch die Welt zieht, und wenn er von William Randolph Hearst erzählt, dem Fürsten der gelben Presse, ist's, wie wenn einer, der auszog, das Fürchten zu lernen, einen wilden Gefellen stellt oder das tapfere Schneiderlein beherzt auf den gewaltigen Riesen stapft. Märchen wird's überall, seit der Mensch wieder unschuldig ist. Aber ein seltsames Märchen von ganz neuer Art: ein Märchen, das von Maschinen faust. Das befremdet die Menschen an Jenseit so, das finden sie phantastisch. Ganz kunstlos scheint er; von den Gelehrsamkeiten und Handfertigkeiten der heutigen Künstler hat er nichts. Das würde man noch verstehen können, weil es sich in eine Formel bringen läßt; man denkt an Rousseau und sagt: es ist einer, der die Natur sucht! Aber wo sucht er sie? Bei den Maschinen, auf der Brooklyner Brücke, wenn dort hoch über den weissen Fieberdampf die Züge durch das Gitterwerk fliegen, im Schwall des donnernden Verkehrs auf den dampfenden Straßen der grossen Städte. Das können sie sich nicht deuten: einer der die Natur sucht, und findet sie im Ruch der städtischen Arbeit! Sie verstehen, daß einer aus den Lügen der Welt flieht, aber nun denken sie, er wird auf das Meer oder in den Wald gehen, um dort den verlorenen Menschen in sich aufzufinden; nein, er geht in den Lärm und Qualm atemloser Straßen hinein! Ein ganz kunstloser Mensch, ein Volksliedmensch, ein Märchenmensch, so klingt er; und man denkt, der wird uns von lieben Träumen fabeln, aber da: Maschinen sind's, wovon er träumt, und sein Fabelreich ist unsere Wirklichkeit, in ihr sucht er den unverdorbenen Menschen auf. So hat man ja auch Whitman in Europa nie erkannt, weil hier diejenigen, die es fort aus unserer Kultur und unserer Zivilisation drängt, diesen Drang so verstehen, als sei der innere Mensch an seiner äusseren Welt, am Menschenwerk der künstlichen Einrichtungen krank und es gelte darum, diesen zu entkommen, zur Natur zurück, womit sie einen Zustand meinen, den der Mensch noch nicht berührt hat, aber wie könnte der in Fabriken, bei Maschinen sein? Unseren Barbaren schwebt immer vor, irgendwie den Menschen wieder zum Bauern zu machen. Sie fühlen: der innere Mensch stimmt mit dem äusseren nicht; wir müssen uns, der äusseren Welt wegen, anders machen, als wir sind, dies zwingt uns Gedanken, Gefühle, Begierden auf, die wir nicht haben, und nimmt uns die unseren ab, der natürliche Mensch in uns wird durch den künstlichen äusseren verdrängt, wollen wir ihn wieder, so müssen wir der äusseren Welt entfliehen, diesem ganzen künstlichen Menschenwerk an politischen und sittlichen und wirtschaftlichen Formen; also was wollt ihr mit eueren Pionieren einer neuen Welt, die doch auch wieder auf diesem Teufelswert der Maschinen ruht und auch wieder eine künstliche ist, in der der innere Mensch erstickt? Whitman aber, seine Leute und ebenso jetzt Jenseit sehen freilich auch den inneren Menschen mit dem äusseren entzweit, sie wollen auch den inneren Menschen erlösen, nur glauben sie nicht, daß der innere Mensch noch der alte Urmensch ist, den es nun, die

äußeren Formen und alles künstliche Werk der Menschen zerbrechend, wieder herzustellen gilt, sondern sie finden in ihrem inneren Menschen, der heraus will, dasselbe Wesen, das in seinen äußeren Werken, in jenen Maschinen schon erschienen ist. Zwischen diesen aber und dem inneren Menschen steht das Künstliche, das sie trennt, der ganze Wust von Gedanken und Gefühlen, die so wenig im inneren Menschen mehr lebendig sind als im äußeren Leben, nicht in unserer Seele und in unseren Maschinen nicht, und dies, daß unsere Seelen sich nach unseren Maschinen sehnen, welche wie sie sind, ist es, woran wir leiden, jener Wust muß weg, nicht von der äußeren Welt wird der innere Mensch bedrängt, sie gleicht ihm, aber zwischen ihn und sie hat sich das Künstliche gestellt, die Wand von Gedanken und Gefühlen, welche den inneren Menschen wie sein äußeres Leben verkleinert. Der Mensch verändert sich, indem er sich seinen Bedingungen anpaßt. Aber immer verändern diese Bedingungen wieder, durch den Menschen selbst, der immer seine Mittel wieder wechselt. Und während es eben den Menschen einer Zeit gelingt, sich den neuen Bedingungen anzupassen, werden unter ihren Händen diese Bedingungen schon wieder erneuert; die Hand des Menschen ist schneller als Kopf und Herz. So gehen die Bedingungen ihm immer voraus, niemals holt er sie ein. Aus der Anpassung des Menschen an seine Bedingungen entsteht seine geistige Form. Der Mensch denkt und fühlt seinen Bedingungen gemäß. Nun löst sich die geistige Form aber dann vom Menschen ab, sie wird aufbewahrt, sie wird überliefert. Ändern sich die Bedingungen wieder, so muß der Mensch sich mit ihnen ändern, er kann gar nicht anders, sie nehmen ihn mit, eine neue geistige Form entsteht, ob er will oder nicht. Aber die letzte ist auch noch da. Und die vorletzte. Und alle, sorgsam bewahrt und vererbt von Geschlecht zu Geschlecht. Und die stehen nun zwischen dem Menschen und seiner äußeren Welt. Diese äußere Welt, die Bedingungen des Menschen, und der innere Mensch, der Ausdruck seiner Anpassung an sie, gleichen sich. Aber die geistigen Formen, Reste vergangener Bedingungen, vergangener Anpassungen, trennen sie. Diese Trennung der Gleichen gilt es aufzuheben. Die Kraft dazu sucht der Mensch in der Natur. In der Natur des eigenen inneren Menschen oder in der menschlichen Natur draußen, bei den Maschinen. Es ist dieselbe. Alle starken Zeiten, in welchen der Mensch mit sich einig ist, haben das immer gewußt. Unsere aber ist so wank und wirr, daß ihr Jensein ein Phantast scheint, da er doch nur die gemeine Wahrheit von der Straße nimmt.